

Pique-Dame.

Roman von J. de Boisgobey, den Memoiren eines französischen Geheimpolitisten nachzählt von K. Werner.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Sie sogar darum, und ersuche Sie, mir seiner Zeit das Resultat Ihrer Nachforschungen mittheilen zu wollen.“

„Und ich hoffe, daß Sie mir recht bald meine kleine Cousine vorstellen werden,“ sagte Gabriele, ihm mit einem seelenvollen Blick die Hand reichend, die er kaum mit seinen Fingerspitzen zu berühren wagte.

Am Freien angelangt, empfand Cambremer plötzlich eine solche Sehnsucht nach seinem Kinde, daß er während seiner Abwesenheit einer mit ihm in einem Hause wohnenden Wäscherin anvertraut hatte, daß er, um möglichst schnell nach Hause zu gelangen, die Ausgabe für einen Wagen nicht scheute. Die Hausthür seiner niedrigen Wohnung stand offen und in dem Zimmer, worin seine Nachbarin sich aufzuhalten pflegte, bewegten sich mehrere Gestalten hin und her.

„Vortrefflich,“ dachte er, indem er dem Kutscher den Fuhrlohn bezahlte, „die Wäscherinnen der Frau Sorbier sind noch in voller Arbeit. Ich war ein Thor, daß ich mich beängstigte.“

Von drinnen klang eine Stimme, welche sagte: „Horch, ein Wagen! Man wird sie zurückbringen!“ Der Weichensteller verstand diese Worte nicht, aber eine unheimliche Ahnung stieg in seinem Innern auf. Galten die Worte seiner Tochter Pauline? Ohne sich zu besinnen, öffnete er rasch die Thür und trat in's Zimmer. Er war so erregt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Bei Cambremer's Eintritt stoben die Wäscherinnen erschrocken auseinander, als wenn sie ein Gespenst erblickt hätten. Die Wäscherin Sorbier fuhr ihn heftig an:

„Sie haben sich einen schlechten Scherz mit uns erlaubt, Herr Cambremer.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte der Weichensteller. „Es ist meiner kleinen Pauline doch kein Unglück zugestoßen?“

„Ein Unglück?“

„Entreißen Sie mich meiner Angst, was ist hier vorgefallen?“

„Sie waren vielleicht eine Stunde fort, — Ihre Tochter schlief bereits, — als ein Wagen vor unserer Thür hielt, aus welchem eine vornehm gekleidete Dame stieg, die mich mit den Worten anredete: „Wohnt hier ein Herr Cambremer, Weichensteller bei der Eisenbahn von Orleans?“ Als ich diese Frage bejahte, fuhr sie fort: „Ist seine Tochter zu Hause?“ „Sie ist bei mir,“ versetzte ich, „Ihr Vater ist ausgegangen und hat sie inzwischen meiner Obhut anvertraut.“ Hierauf erzählte sie mir, ich möge mich nicht ängstigen, allein Sie hätten das Unglück gehabt, in ihrem Amt schwer verletzt zu werden. Sie wären unter die Räder eines Eisenbahnwagens gerathen. Ihr Zustand wäre so bedenklich, daß man nicht gewagt hätte, Sie nach Paris zu transportiren, und daß Sie befristeten, sterben zu müssen, ehe Sie Ihre Tochter zum letzten Male umarmt hätten. Aus letzterer Ursache, betonte sie, wäre sie schleunigst in einen Wagen gestiegen, um Ihre Tochter zu holen.“

„Und Sie haben Pauline erlaubt, mitzufahren?“

„Was würden Sie an meiner Stelle gethan haben? Wie konnte ich annehmen, daß eine Dame, die wie eine Fürstin gekleidet war, mir eine Lüge aufstischen würde, in der Absicht, das Mädchen zu rauben?“

„Zu rauben! Ja, man hat sie geraubt! Man wird sie tödten! Ich werde sie nie, nie wiedersehen! Pauline, mein einziges Kind, wo bist Du?“ rief der unglückliche Vater, indem er wie außer sich in das Schlafgemach seiner Tochter stürzte. Die Thür war angelehnt, und Cambremer überzeuete sich zu seinem Entsetzen, daß das kleine Bett leer war. Kraftlos sank er auf einen Stuhl nieder, auf welchem die arme Kleine sich in Eile angekleidet hatte. Der Schmerz übermannte ihn, ächzend barg er sein brennendes Antlitz in seine Hände und weinte bitterlich. Der Anblick seines Schmerzes änderte die Gesinnung der Wäscherin und ihrer Gehülfinnen. Sie brachen in laute Klagen aus wegen des armen Kindes, das Jeder im Hause liebte.

Frau Sorbier, welcher der Vater das Wohl seiner Tochter anvertraut hatte, zeichnete sich allerdings weder durch Scharfsinn noch durch Intelligenz aus, aber sie hatte ein treffliches Herz und kaum ward sie inne, welches Unglück sie angerichtet hatte, als sie sich der größten Verzweiflung überließ, aber endlich erwägend, daß es angemessener sei, zu suchen, den Fehler wieder gut zu machen, als die Hände in den Schooß zu legen, näherte sie sich dem tiefgedrungenen Vater und sagte:

„Kommen Sie schnell mit mir zur Polizei. Ich werde dort den Hergang wahrheitsgetreu erzählen und ein genaues Signalement der Dame, sowie ihres Fuhrwerks geben.“

„Wohin fuhr der Wagen?“ fragte der Weichensteller tonlos.

„Er lenkte in die Straße ein, welche nach dem Nord-Bahnhof fährt.“

„Man hat sie aus Paris fortgeschafft, um sie zu tödten,“ jammerte Cambremer.

„Muth, mein Freund,“ äußerte die Wäscherin. „Ich kenne von hier bis zum Bahnhofs fast jeden Bewohner und es sollte doch seltsam zugehen, wenn nicht Jemand den Wagen gesehen hätte.“

„Ja, das ist auch meine letzte Hoffnung; gehen wir,“ drängte Cambremer, und verließ eiligst mit Frau Sorbier das Haus.

28. Kapitel.

Die Erbschaftsdocumente.

In einem eigens zu diesem Zwecke gemietheten Zimmer des Boulevard l'Italien saß am Abend des nächsten Tages der Rechtsanwalt Binet, oder besser Herr Lebrun, welcher auch diese Rolle spielte und blätterte zwischen Papieren umher. Man klopfte an die Thür.

Gleich darauf erschienen zwei Männer, Pergon und der Weichensteller Cambremer. Binet ließ seine Blide prüfend auf dem Antlitz des Letzteren weilen und fragte sich verwundert, ob dies der Mann sei, von welchem Pergon ihm eine Schilderung entworfen hatte. Er hatte ihn als einen einfachen Arbeiter mit ruhigen Gesichtszügen geschildert, und Cambremer hatte verzerrte Mienen, düstere Blide und flammende Augen. Sein Benehmen war im höchsten Grade angeregt.

Pergon ließ seinen Herrn indeß nicht lange in Ungewißheit, sondern redete ihn mit folgenden Worten an:

„Wie ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, wünscht dieser Herr wegen einer großen Erbschaft mit Ihnen zu sprechen, wozu sich noch ein anderer Umstand gesellt hat, der nicht vorauszu sehen war. Man hat ihm seine Tochter, die Erbin des erwähnten Vermögens, geraubt.“

Herr Lebrun zuckte bei dieser Nachricht schmerzlich zusammen, ermannte sich aber bald und sagte, sich an Cambremer wendend:

„Wollen Sie mir den Vorgang schnell erzählen?“

„Was hätte ich Ihnen zu sagen!“ rief Cambremer schluchzend aus. „Seitdem man mir mein Kind geraubt hat, bin ich wie wahnsinnig. Ich würde auch, uneingedenk des Versprechens, welches ich meinem Kameraden gegeben hatte, diesen Abend nicht zu Ihnen gekommen sein, wenn mich nicht die Hoffnung besetzt hätte, daß Sie mir vielleicht beim Auffinden meiner Tochter würden behülflich sein können.“

„Sie haben wohl daran gethan, sich in dieser Angelegenheit an mich zu wenden,“ sagte Herr Lebrun, „da ich mich hauptsächlich mit Nachforschungen in Familienangelegenheiten beschäftige. Sie müssen mir also genau den Sachverhalt mittheilen, mein Herr, zuvor mir aber die Frage beantworten: Ist das Kind, welches man, wie Sie anführen, Ihnen geraubt hat, dasselbe, welches ein Anrecht an die in Rede stehende Erbschaft hat.“

„Allerdings. Ich habe nur das eine Kind,“ rief der unglückliche Vater.

„Beruhigen Sie sich; vielleicht hat Ihre Tochter sich nur verirrt.“

„O nein, ich betone es nochmals, daß man sie mir geraubt hat. Auf der Polizei suchte man mir gleichfalls einzureden, daß ich mich höchst wahrscheinlich getäuscht hätte, da man schwerlich ein armes Kind rauben würde, allein —“

„Haben Sie nicht erzählt, daß das Ihrige Aussicht hätte, reich zu werden?“ fragte Lebrun lebhaft.

„Zu welchem Zwecke? Man würde mich einfach verhöhnt haben. Ich habe mich darauf beschränkt, die Polizeibehörde zu ersuchen, nach allen Richtungen der Stadt Polizisten zu entsenden, was mir auch zugesagt worden ist. Das war gestern Abend. Heute bin ich bereits zweimal auf dem Stadthause gewesen, wo man mir eröffnet hat, daß man sein Möglichstes thue, um meine Pauline zu finden, und schon ein genaues Signalement an alle Gensd'armen geschickt habe, — ja, und während man auf den Polizeibureaus schreibt, mißhandelt man mein Kind, ja, tödtet es wohl gar!“

„Berichten Sie mir den Hergang der Entführung und wann diese stattgefunden.“

Cambremer erzählte, was er wußte.

„Theilten Sie, als Sie gestern Abend ausgingen, Niemandem mit, daß Sie lange ausbleiben würden?“ fragte Herr Lebrun, als Cambremer geendet hatte.

„Keinem, außer meiner Nachbarin, die darüber mit Niemandem gesprochen hat.“

„Haben Sie Ihrer Nachbarin gesagt, wohin Sie gehen würden?“

„Nein, und sie hat mich auch nicht danach gefragt. Ich begab mich nach Boulogne zu einer Madame Romont, deren Name auch auf dem Documente verzeichnet ist, in welchem der Erbschaft erwähnt wird.“

„Sie wollten sich wahrscheinlich überzeugen, ob sie mit der in Rede stehenden Person identisch wäre?“

„Ja, und ich habe auch über diesen Punkt Gewißheit erlangt. Die Tochter der Madame Romont ist mit meiner Pauline nahe verwandt. Es ist anzunehmen, daß man in derselben Angelegenheit gestern Abend den Versuch machte, das lebenswürdige Fräulein Romont zu derselben Zeit zu entführen, in welcher man mir meine Pauline geraubt hat.“

Bei dieser Neuigkeit erblickte Herr Lebrun, und Pergon, der sie noch nicht kannte, vermochte sich gleichfalls einer Regung des Erschreckens nicht zu erwehren.

Wie wir wissen, hatte Pergon dem Weichensteller von einem Rechtsanwalt Binet erzählt und wenige Worte von ihm hatten genügt, Herrn Lebrun auch zu dieser Rolle zu veranlassen, die er mit derjenigen des indischen Nabobs geschickt vertauscht hatte. Auch diese neue Bekleidung war Herrn Lebrun meisterhaft gelungen.

In das Gefühl der Trauer, welches Herrn Lebrun über das versuchte Attentat auf Gabriele erfaßte, mischte sich die Empfindung einer, man möchte sagen, freudigen Ueerraschung. Die beiden Angriffe, welche zu gleicher Zeit auf zwei Erben des Majors D'Sullivan stattgefunden hatten, bestätigten die Voraussetzung des erfahrenen Polizeiagenten und ermutigten ihn, auf dem Wege, den er betreten hatte, weiter zu gehen.

„Man hat den Versuch angestellt, das Fräulein Romont zu entführen?“ fragte er und setzte in ängstlicher Hast hinzu, „es ist jedoch mißlungen?“

„Ja. Glücklicherweise war ich anwesend und schlug mit meinem Stock auf die beiden Räuber los, so daß sie es für gerathen hielten, ihre Beute fahren zu lassen und zu entfliehen. Das Fräulein bezeugte eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart. Sie ersuchte mich, ihrer Mutter nichts von diesem Ueberfall zu sagen. Ich bin jedoch nicht gekommen,“ fuhr Cambremer fort, „um mit Ihnen von dem, was in Boulogne geschehen ist, zu reden, sondern um Sie zu ersuchen, das Ihrige zu thun, mir meine Tochter wieder zu verschaffen.“

Als der angebliche Herr Binet sich nicht beeilte, ihm eine Antwort zu geben, fügte er treuherzig hinzu:

„Ich bin allerdings nicht reich, aber ich habe mir doch von meiner kleinen Einnahme tausend Francs erübrigt, die ich Ihnen von Herzen gern überweise, wenn Sie mir meine Pauline wiederschaffen.“

„Lassen wir das, bis ich sie gefunden haben werde.“

„Sie hoffen also, sie wieder zu finden?“ rief Cambremer aus.

„Ich übernehme keine Sache, wenn ich nicht glaube, sie durchzuführen zu können. Sagen Sie es aber Niemandem, daß ich mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftige, namentlich nicht der Polizeibehörde. Letztere würde mir im Wege sein, wie ich ihr. Haben Sie übrigens die Ihre Erbschaft betreffenden Papiere bei sich?“

„Ja,“ versetzte Cambremer, in seine Brusttasche greifend. „Hier sind sie; prüfen Sie dieselben genau und handeln Sie nach Ihrem besten Ermessen.“

„Ich werde Ihnen Ihre Tochter wieder in die Arme führen, verlassen Sie sich darauf,“ antwortete Herr Lebrun, indem er die Documente zu sich steckte.

Der Weichensteller verabschiedete sich jetzt in derselben Aufregung, in welcher er gekommen war, und Herr Lebrun verließ gleich darauf das Haus, um im Grand-Hotel wieder als Nabob aufzutreten. Kaum sah er sich daselbst allein, als er sich vor einem mit zwei prächtigen Kandelabern erhellenen Tische niederließ und die kostbaren Erbschaftsdocumente zu prüfen begann. Es war ein dickes Heft, dessen kleine durch die Zeit gelb gewordene Schrift sich mitunter schwer entziffern ließ. Als Ueberschrift las Herr Lebrun folgende Zeilen, welche anscheinend mit zitternder Hand geschrieben waren:

„Angesichts des Todes hinterlasse ich diese Aufzeichnungen meiner vielgeliebten Tochter Catharine, und hoffe, daß sie dazu dienen werden, ihr oder ihren Kindern einige Ueberbleibsel des großen Vermögens zu sichern, das mein in Gott ruhender Vater auf bebauerliche Weise durch gewagte Speculationen verloren hat.“

Das Schriftstück war unterzeichnet: Elisabeth D'Sullivan, verehelichte Guichard, und ausgestellt zu Abbeville am 11. September 1838. Dann folgte eine Stammtafel, worin die verschiedenen Familienzweige aufgezählt waren, voran der Stammhalter